Rolf Lieberwirth

ZUR GESCHICHTE DER UNIVERSITÄT WITTENBERG IM 18. JAHRHUNDERT

Als nach außen hin unbeschwert vom 17. bis 22. Oktober 1702 die Feierlichkeiten zum 200jährigen Jubiläum der alma mater Vitebergensis im herkömmlichen Gepräge stattfand[1], konnte diese berühmte und vielbesuchte Universität nach den großen Anfängen auf eine inzwischen doch sehr wechselvolle Geschichte zurückblicken. Sie bis zum nächsten Jubiläum am 18. Oktober 1802 wenigstens andeutungsweise weiterzuverfolgen, soll hier versucht werden.

Schon die Jubiläumsfeierlichkeiten standen unter der politischen Belastung, daß ausgerechnet der Landesherr der Lutherhochschule fünf Jahre zuvor zum Katholizismus übergetreten war, um eine wesentliche Voraussetzung zur Erlangung der polnischen Königskrone zu schaffen, für die darüber hinaus noch riesige Summen an Bestechungsgeldern aus den sächsischen Stammlanden aufgebracht werden mußten. Kursachsen verlor nicht nur seine Stellung an der Spitze der evangelischen Reichsstände, die nunmehr auf Brandenburg-Preußen überging, sondern es wurde auch noch durch die Union mit Polen in den Nordischen Krieg hineingezogen. Dadurch hatte Kursachsen ab Sommer 1706 eine zweijährige Besatzung durch schwedische Truppen zu ertragen, was dieses schwergeprüfte Land in kürzester Frist 15 Millionen Taler kostete. Die Festung Wittenberg bildete während dieser Zeit einen wichtigen Stützpunkt für die schwedischen Truppen. Hier wie nur zu oft vorher und auch nachher zeigte sich das furchtbare Dilemma, in dem sich Stadt und Universität Wittenberg häufig befanden. Als Festung am strategisch wichtigen Elbübergang gelegen, war es ihr verhängnisvolles Schicksal, ständig von Kontributions- und Besatzungskosten bedrückt zu sein sowie meist auch unmittelbar als Schauplatz erbitterter Kriegshandlungen zu dienen. Kaum waren die schlimmsten Schäden einer erfolglosen kriegerischen Auseinandersetzung beseitigt und eine gewisse finanzielle Erholung eingetreten, führte die verhängnisvolle Politik der sächsischen Kurfürsten weitere Verwicklungen und damit erneute unsagbare Bedrückungen für die leidgeprüfte Bevölkerung herbei. Ganz besonders schwer hatte Wittenberg im Siebenjährigen Krieg zu leiden. Vom ersten Tag an unter fremder Besatzung stehend, fanden zwar nur an wenigen Tagen im August 1759 und im Oktober 1760 in und um Wittenberg kriegerische Operationen statt, aber sie waren von solcher Heftigkeit, daß die Stadt weitgehend zerstört wurde. Als es am 13. Februar 1763 zum Friedensschluß kam, war endlich die Besatzungszeit für die schwer geprüfte Stadt zu Ende, aber auf ihr lag die gewaltige Schuldenlast von 159665 Talern. Ihre Vorstädte waren vernichtet, in der Stadt mehr als ein Viertel der Häuser zerstört und mehr als die Hälfte schwer

[1] Über den Verlauf vgl. die Schilderung der Universität in: Urkundenbuch der Universität Wittenberg, hrsg. v. Friedensburg, Nr. 843.

beschädigt. Das kurfürstliche Schloß, die Schloß- und Universitätskirche trugen erhebliche Schäden davon; die eichene Thesentür war durch Brand vernichtet[2]. Auch die Universitätsgebäude blieben nicht verschont. Augusteum und Fridericianum erlitten erhebliche Beschädigungen, gerieten zwar nicht in Brand wie die gesamte Juristengasse, wurden aber zweckentfremdet genutzt. Noch Jahrzehnte hatten Stadt und Universität unter diesen Schäden zu leiden. Erst im Jubiläumsjahr 1802 war der Um- und Ausbau der Universitätsgebäude endlich abgeschlossen. Daß unter diesen ungünstigen Bedingungen überhaupt ein Universitätsbetrieb aufrecht erhalten werden konnte, erscheint fast unglaublich, zumal Wittenberg nach wie vor Elbfestung blieb.

Seit der Reformation behauptete die Universität Wittenberg, wie die Immatrikulationszahlen ausweisen, die Führung unter den deutschen Universitäten. Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts übernahmen Leipzig und Jena sowie nach der Gründung der Universität Halle im Jahre 1694 diese eine Zeit lang die Spitze[3]. Die Ursachen für den Rückgang suchte die Universitätsleitung zunächst außerhalb ihres Einflußbereiches. Es war jedoch schon zu erkennen, daß in den Augen der Studenten das wissenschaftliche Ansehen der Universität Wittenberg gelitten haben mußte. Die sinkenden Studentenzahlen verringerten zwangsläufig auch die Einnahmen an Inskriptions- und an Promotionsgebühren. Da jedoch der gutverwaltete Fundationsfiskus die entstandenen Einnahmeverluste einigermaßen wieder ausglich[4], bestand für die kurfürstliche Regierung kein Anlaß zum Eingreifen. Wäre man aber in Dresden den Dingen auf den Grund gegangen, so hätte erkannt werden müssen, daß die tieferen Ursachen für den Rückgang in der dürftigen, hinter der Zeit zurückgebliebenen Besoldung der Lehrkräfte und in den kaum den Mindestanforderungen genügenden Lehrmitteln sowie in den von der Orthodoxie hervorgerufenen engen und starren Anschauungen auf fast allen Lebensgebieten lagen.

Die Universität Wittenberg verstand sich nach dem Dreißigjährigen Krieg weiterhin als Hüterin des „echten Luthertums" und bemerkte nicht oder wollte nicht wahrhaben, daß sie im Konservatismus zu erstarren drohte. Sie ließ schon die geringsten Ansätze zu neuem Denken nicht zur Entfaltung kommen. Neuen geistigen Strömungen war sie von vornherein und lange Zeit keine Heimstatt sondern ein Bollwerk. Eifersüchtig wachte sie über das Erbe und verteidigte es gegen vermeintliche Angriffe, ohne zu erkennen, daß die Entwicklung inzwischen über sie hinwegzugehen begann. Als mit der Gründung der Universität Halle dort zugleich die Sammlungs- und Verbreitungsstätte eines neuen kirchlichen Geistes entstand, führten die Wittenberger Theologen vergeblich heftige literarische Angriffe gegen den in Halle vertretenen Pietismus, ehe es nach dem Merseburger Gespräch zwischen den Theologen aus Halle und Leipzig im Mai 1719 zu einem Ausgleich zwischen Orthodoxen und Pietisten kam[5]. Drei Jahre später erfolgte die offizielle Aussöhnung zwischen August Hermann Francke, dem Haupt der halleschen Pietisten, und Valentin Ernst Löscher, dem letzten großen Vertreter des orthodoxen Luthertums. Pietismus und Orthodoxie

[2] Heinrich Heubner, Wie es Chursachsens Hauptstadt Wittenberg im Siebenjährigen Krieg erging, Wittenberg 1935, passim.

[3] Franz Eulenburg. Die Frequenz der deutschen Universitäten, Leipzig 1904, S. 132, 145ff.

[4] Walter Friedensburg, Geschichte der Universität Wittenberg, Halle 1917, S. 832.

[5] Eduard Winter, Frühaufklärung, Berlin 1966, S. 84.

wandten sich nunmehr gemeinsam gegen die Aufklärungsphilosophien. Ihre neuen Gegner waren jetzt Locke, Voltaire, Leibniz, Wolff und später auch Kant. Erst ab Mitte des 18. Jh. begannen die Theologen die alte Orthodoxie abzustreifen und sich mit den neuen Moralvorstellungen der Aufklärung, speziell mit Kants Lehren zu beschäftigen.

Eine konservative Grundhaltung kennzeichnete lange Zeit auch die Juristische Fakultät. Dieser Konservatismus war allerdings anderer Natur als der theologische. Es ging nicht um die orthodoxe lutherische Lehre, sondern um die alte oder neue rechtswissenschaftliche Lehrart. Die neue, eine von den französischen Universitäten ausgehende humanistische Reform des Rechtsunterrichts, fand gelegentlich unter den jüngeren Professoren der Wittenberger Juristenfakultät Anhänger. Doch sie wurden von den jeweiligen Kurfürsten stets energisch darauf verwiesen, am hergebrachten mos Italicus, an der alten Lehrart festzuhalten.[6]

Ein sehr bedeutender Rechtslehrer und der erste Naturrechtler an der Leucorea gegen Ende des 17. Jh. war Kaspar Ziegler[7], dessen vielseitige Interessen auch darin zum Ausdruck kamen, daß er in der Lyrik dem Madrigal in Deutschland zu neuem Aufschwung verhalf[8]. Ihm folgte im Ordinariat der zu jener Zeit berühmteste Jurist im Reich, Samuel Stryk[9], der mit seinem Werk „Usus modernus Pandectarum" einer ganzen Juristengeneration den Namen gegeben hatte. Er war von Frankfurt/Oder berufen worden, verließ aber 1692 schon wieder Wittenberg, um an der Einrichtung und Eröffnung der Universität Halle mitzuwirken, deren erster Direktor er dann auch wurde.

Erst mit Johann Heinrich Berger[10] gelangte im Jahre 1706 wieder ein Rechtslehrer von Format zum Ordinariat. Er ging aber schon nach sechs Jahren auf Vorschlag Kursachsens als evangelischer Reichshofrat nach Wien. Berger stand einem angesehenen Kollegium vor, das eine Besetzung aufwies, die den Vergleich mit jeder deutschen Universität aushielt.

Mit Augustin Leyser übernahm 1729[11] der berühmteste Wittenberger Rechtswissenschaftler des 18. Jh. das Ordinariat. Er gilt als der letzte große Vertreter des Usus modernus Pandectarum, was wohl den sächsischen Kurfürsten bewogen haben mag, Leyser aus Helmstedt wieder nach Wittenberg zurückzuholen, wo er seine wissenschaftliche Laufbahn begonnen hatte. Besonders die Praktiker benutzten seine Werke mit Gewinn. Leyser hatte dreiundzwanzig Jahre das Ordinariat inne. Nach seinem Tode im Jahre 1752 sank die Juristenfakultät bis zur Jahrhundertwende zur Mittelmäßigkeit herab. Ihre Außenwirksamkeit, ihre Spruchtätigkeit, blieb nach wie vor von großer Bedeutung, wie auch aus dem Beitrag von Heiner Lück in diesem Band hervorgeht.

Die Medizinische Fakultät gliederte sich auch noch Anfang des 18. Jh. in drei Ordinariate. Das erste umfaßte im wesentlichen die Therapie, das zweite die Patho-

[6] Franz Wieacker, Privatrechtsgeschichte der Neuzeit, Göttingen 1967, S. 166.
[7] Stintzing-Landsberg, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, 3, 1, Leipzig-München 1898, S. 7.
[8] Friedensburg, S. 451.
[9] Deutsche Juristen aus fünf Jahrhunderten, hrsg. von Gerd Kleinheyer und Jan Schröder, 2. Aufl., Heidelberg 1983, S. 275ff.
[10] a. a. O., S. 323.
[11] a. a. O., S. 339.

logie und das dritte die Anatomie. Wie bei allen Fakultäten spielte auch bei der medizinischen die fachliche Spezialisierung noch keine entscheidende Rolle. Die Besetzung vakanter Stellen erfolgte nach wie vor durch Aufrücken von der dritten über die zweite zur ersten Professur. Nicht selten hatten die Inhaber der medizinischen Ordinariate sogar vorher eine naturwissenschaftliche Professur an der Philosophischen Fakultät inne. Für die Studenten waren die Ausbildungsmöglichkeiten in der Medizin nicht besonders günstig: sie standen hinter denen west- und südeuropäischer Universitäten weit zurück.

Dieser Fakultät fiel es daher im 18. Jh. außerordentlich schwer, dem sinkenden Renommee entgegenzuwirken. Die Studenten konnten hier zwar ein durchaus brauchbares Grundwissen erwerben, bedurften aber zur Abrundung ihrer theoretischen Kenntnisse und mehr noch zum Erwerb praktischer Fertigkeiten weiterer Ausbildungstätten, und diese fehlten. Dennoch ist das Bemühen einzelner Wissenschaftler[12] unverkennbar, das Niveau der Medizinischen Fakultät zu halten. Hierzu trugen Johann Gottfried Berger mit seiner „Physiologia medica sive de natura humana", Christian Vater mit seinen Forschungen auf dem Gebiet der Ophtalmologie, Johann Henrich Heucher (1677–1746) mit der Vermehrung der anatomischen Sammlungen und der Veröffentlichung der ersten Verzeichnisse aller Pflanzen, die im botanischen Garten der Universität vorhanden waren, und Abraham Vater mit wichtigen anatomischen Entdeckungen bei. Seine anatomischen Sammlungen hatten bereits im Jahre 1712 die Aufmerksamkeit des in Wittenberg weilenden Zaren Peter I. gefunden. Christian wie Abraham Vater waren Mitglieder der Leopoldina, Abraham seit 1721 auch der Royal Society in London.

Als am 6. Oktober 1732 Christian Vater im Alter von 81 Jahren verstarb, folgte ihm sein Sohn in das Ordinariat. Dem Extraordinarius für Chemie und Pharmazie Neukranz blieb es vorbehalten, die Disputation des ersten in Wittenberg immatrikulierten Afrikaners, Anton Wilhelm Amo, im April 1734 geleitet zu haben. Der Extraordinarius für Chirurgie Stenzel war der erste, der in Wittenberg über Frauen- und Kinderkrankheiten las.

Im Jahre 1751 verstarb mit Abraham Vater der Letzte des großen Dreigestirns Johann Gottfried Berger – Christian Vater – Abraham Vater. Neben wichtigen Entdeckungen auf ihren Fachgebieten und vielen Aktivitäten im Ausbildungsbetrieb der Medizinischen Fakultät hatten sie zahlreiche Schüler herangebildet, welche zum Ruhme der medizinischen Wissenschaften beitrugen.

Ihre Nachfolger galten zwar nicht als überragende Wissenschaftler, aber durch ihr gemeinsames Wirken über drei Jahrzehnte hinweg sorgten sie für eine gedeihliche Entwicklung, die allerdings durch die Schrecken des Siebenjährigen Krieges empfindlich gestört war.

Die Philosophische Fakultät, wie sich die Artistenfakultät seit 1545 zu nennen pflegte, übte auch im 18. Jh. noch die Doppelfunktion aus, die wissensmäßige Grundlage einer Allgemeinbildung für die Studierenden der Theologie, der Jurisprudenz und der Medizin zu geben, und ferner die Ausbildung auf eigenständigen Wissensgebieten abzuschließen. Aus beiden Aufgabenstellungen heraus entwickelten sich an den Philosophischen Fakultäten eine Fülle von Einzelwissenschaften, die im Laufe

[12] Zum Folgenden: Wolfram Kaiser und Arina Völker, Ars medica Vitebergensis 1502 bis 1817 (Beiträge zur Universitätsgeschichte), Halle 1980, S. 27ff.

der Zeit gleichberechtigt neben die traditionellen Fächer traten, was wiederum zur Folge hatte, daß die Statuten dieser Fakultäten ständig den Bedürfnissen und Anforderungen der Zeit angepaßt werden mußten[13]. Danach gab es an dieser Fakultät zehn ordentliche Professuren: eine für Logik, eine für Ethik und Politik, eine für Physik, zwei für Mathematik, zwei für die lateinische, eine für die griechische und eine für die hebräische Sprache sowie eine für Geschichte. Die Zahl der mit den Professuren verbundenen öffentlichen Vorlesungen reichte jedoch für die Ausbildung nicht mehr aus, so daß zusätzlich noch private Vorlesungen gehalten wurden.

Das Rangverhältnis der Lehrkräfte innerhalb der Philosophischen Fakultät, aber erst recht das zu den Lehrkräften der „oberen" Fakultäten brachte Komplikationen mit sich, weil der Magistergrad der Artisten weniger galt als der Doktorgrad in den anderen Fakultäten. Daher genossen Professoren der Philosophischen Fakultät, die einen Doktorgrad einer der oberen Fakultäten, besonders den der Theologischen Fakultät aufweisen konnten, einen Vorrang innerhalb ihrer Fakultät. Doch auch hinsichtlich bestimmter Fachgebiete gab es Berührungspunkte zwischen den Fakultäten, die zu Reibereien führen konnten. So maßten sich die Vertreter der Orthodoxie eine Kontrolle über die philosophischen Vorlesungen an. Der Theologischen Fakultät wurde sogar offiziell ein Mitspracherecht bei der Besetzung des Lehrstuhl für Hebräisch[14] und in der Überwachung des Lehrinhalts zugestanden, obwohl dieser zur Philosophischen Fakultät gehörte.

Diese Professur vertrat am Anfang des 18. Jh. Johann Christoph Wichmannshausen. Er lehrte ein Vierteljahrhundert mit gutem Erfolg. Im Jahre 1727 übernahm Franz Woken (1685–1734) diese Professur, wie Wichmannshausen und alle späteren Inhaber des Lehrstuhls für Hebräisch Schüler der Leipziger Universität. Der letzte Vertreter dieses Faches, Konrad Gottlob Anton (1745–1814), der ebenfalls auf ein Vierteljahrhundert Lehrtätigkeit zurückblicken konnte, beschäftigte sich in seinen späteren Jahren auch mit der Erforschung der Ursprünge und Verwandtschaften der russischen Sprache. Alle Fachvertreter haben dazu beigetragen, daß der Unterricht nicht auf das Hebräische beschränkt blieb, sondern neben den nächstverwandten Sprachen das Aramäische und Syrische, zeitweise auch das Persische, Äthiopische und Arabische mitumfaßte. Das Interesse der Theologen an den orientalischen Sprachen kam stets dem Lehrstuhl für Hebräisch zugute. Für die Fachrichtung des Griechischen traf das nicht im gleichen Maße zu, obwohl doch zu erwarten gewesen wäre, daß gerade hier die Erinnerung an Melanchthon besonders nachhaltig blieb. So hat es den Anschein, daß sich die allmähliche Verflachung des Humanismus auch in dieser Disziplin bemerkbar machte. Große Namen sind hier im 18. Jh. kaum zu nennen. Erst mit Johann Karl Zeune[15] nahm dieses Fach im letzten Viertel dieses Jahrhunderts endlich wieder einen Aufschwung. Er las über klassische griechische Autoren und über die jüdischen Altertümer von Josephus.

Die Lehrtätigkeit für Lateinisch war auf zwei Professuren aufgeteilt: auf die Rhetorik und auf die Poesie. Der Professor oratoriae war nach der Universitätsordnung von 1605[16] verpflichtet, den Studenten die Beredsamkeit anhand von Ciceros Reden,

[13] Urkundenbuch der Universität Wittenberg, II, Nr. 621, 620, Ziffer 22, A 85.

[14] Hans-Jürgen Zobel, Die Hebraisten an der Universität zu Wittenberg (1502–1817), in: Wiss. Z. MLU VII/6 (1958), S. 1173ff.

[15] Friedensburg, S. 484ff.

[16] Urkundenbuch der Universität Wittenberg, I, Nr. 528.

der Rhetorik des Aristoteles und von Stellen „ex Quintiliano" sowie anhand kleiner Reden aus Caesar und Livius vorzuführen und mit ihnen darüber Übungen abzuhalten. Der Professor Poeseos mußte nach derselben Ordnung die geläufigsten lateinischen Dichter vortragen und dabei gleichzeitig Gelegenheit nehmen, schwierige grammatische Fragen zu behandeln, um die an den Partikularschulen oder bei Privatlehrern erworbenen Lateinkenntnisse der Studenten auf diese Weise zu vervollständigen. Diese Professuren waren im 18. Jh. durchaus mit tüchtigen Gelehrten besetzt. Ihr Wirken war aber in der Regel nur kurzfristig, weil sie stets bemüht waren, möglichst bald in die Professuren der höheren Fakultäten aufzusteigen. Ähnlich erging es mit der professio historiarum. Hier ist im 18. Jh. eigentlich erst der Leipziger Johann Daniel Ritter (1709–1775)[17] zu nennen. Er las daneben Staatsrecht und Rechtsgeschichte. Seine wissenschaftlichen Leistungen lagen in der Herausgabe lateinischer Quellen und darunter wieder in einer neuen sechsbändigen Ausgabe des Codex Theodosianus, die sehr zu seinem internationalen Ruf beitrug. Im Bereich der Geschichte galt er als ein mittelmäßiger Gelehrter.

Den Juristen auf dem Lehrstuhl für Geschichte folgte 1775 mit Johann Mathias Schroeckh (1733–1808)[18] ein Historiker von Passion. Schroeckh, von den Ideen der Aufklärung erfüllt, las Kirchengeschichte, Gelehrtengeschichte, sächsische und Reichsgeschichte sowie Geschichte der europäischen Staaten und auch Diplomatik. Wissenschaftlich war er außerordentlich fruchtbar. Als sein größtes Werk muß die christliche Kirchengeschichte in 45 Bänden gelten, von denen er selber 43 Bände vollenden konnte, ehe der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm. Der Theologe Heinrich Gottfried Tzschirner brachte die letzten zwei Bände zum Abschluß.

Der Aristotelismus als Grundlage für die lutherische und reformierte Orthodoxie sowie für die Ideologie der Gegenreformation bestimmte Ende des 16. Jh. allgemein und in Wittenberg noch weit bis ins 17. Jh. hinein die Entwicklung der Wissenschaften. Es galt jeweils eine doppelte Autorität: „zuerst die der Schrift und des Bekenntnisses, sodann aber im einzelnen die aristotelische Philosophie"[19]. Unter diesen Voraussetzungen hatte die Philosophie auch im 18. Jh. keine Höhepunkte zu verzeichnen. Für die Logik-Professur traf das herbe Urteil von Johann Christian August Grohmann zu: „Man philosophierte mehr um des Amts als um der Philosophie willen, d. h. man trug das einmal gelernte System vor, ohne sich weiter um die Fortschritte dieser Wissenschaft selbst zu kümmern".[20] Als Grohmann Ende des 18. Jh. in diese Professur nachfolgte, versuchte er neue Wege zu gehen, indem er sein Fachgebiet um Naturrecht, natürliche Religion, Ästhetik und Anthropologie erweiterte und sich auch an Kants Kritik der reinen Vernunft heranwagte. In der praktischen Philosophie, wie die Ethik nun genannt wurde, versuchten sich einige an Neuerungen, aber der rasche Wechsel der Lehrstuhlinhaber ließ keine großen Erfolge aufkommen.

Bei der beherrschenden Rolle, welche die Lehren des Aristoteles nach Auffassung

[17] Stintzing-Landsberg, a. a. O., S. 231f. und 149f.

[18] Eugen Rambeau, Über die Geschichtswissenschaft an der Universität Wittenberg, in: 450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle – Wittenberg, Teil I, S. 255ff.

[19] Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten von Anfang des Mittelalters bis zur Gegenwart, Bd. 1 (3. Aufl.), Leipzig 1919, S. 264.

[20] Annalen der Universität Wittenberg, 1801/02, S. 107.

der Orthodoxie immer noch spielten, nimmt es nicht wunder, daß auch der Lehrstuhl für Physik davon entscheidend beeinflußt war. Erst mit Georg Mathias Bose (1710–1761) erhielt die Physik in Wittenberg 1738 einen tüchtigen Fachvertreter, der sich sehr um die Elektrizitätslehre verdient gemacht hat. Besonders aber sein aus Leipzig gekommener Nachfolger Johann Daniel Titius (1729–1796) galt als eine äußerst vielseitige Persönlichkeit[21]. Auf seinem engeren Gebiet der Physik machte er eine Entdeckung von bleibendem Wert, indem er eine näherungsweise zutreffende Regel über den gesetzmäßigen Abstand der Planeten voneinander in seiner deutschen Ausgabe von Bonnets „Betrachtung der Natur" (1766) aufstellte, welche der Astronom und spätere Direktor der Berliner Sternwarte, Johann Elert Bode (1747–1826) verbreitete und die daher als Bodesches Gesetz oder Titius-Bodesche Reihe bekannt wurde[22].

Die wissenschaftliche Disziplin der Mathematik war in Wittenberg im 18. Jh. ebenfalls mit zwei Professuren vertreten: die höhere und die niedere Mathematik. Diese Art der Aufteilung eines Fachgebietes führte zwangsläufig zu einem häufigen Wechsel, zu einem Aufstieg von der einen in die andere Professur. Wie sehr auch hier die Orthodoxie hineinspielte, zeigt die Tatsache, daß um 1720 „biblische Mathematik" angekündigt wurde, worunter die Auslegung schwieriger Schriftstellen an Hand der Astronomie und der Chronologie zu verstehen ist[23]. In allem zeigt sich das niedrige Niveau, mit dem man sich an der Leucorea in diesen Fächern begnügte. Die Mathematikprofessuren wurden ebenfalls zu Durchgangsstationen für Lehrämter in den oberen Fakultäten. Um diesem Verfall zu begegnen, unternahm die Regierung im Jahre 1714 den Versuch, einen prominenten Mathematiker zu gewinnen. Die Wahl fiel auf Christian Wolff in Halle, der auch nicht abgeneigt schien. Preußen reagierte nur schneller und verstand es, Wolff in Halle zu halten. Trotzdem gelang es, zwei tüchtige Mathematiker für Wittenberg zu gewinnen: Johann Friedrich Weidler und Johann Mathias Hase. Weidler lehrte in Wittenberg nicht nur mit großem Erfolg, sondern zeichnete sich auch durch anerkannte Veröffentlichungen unter anderem durch das erste Kompendium der bergmännischen Markscheidekunst aus. Hases Spezialgebiet war die Kartographie, und hier gab er mit dem Verlag Hohmann in Nürnberg mehrere anerkannte Kartenwerke heraus. Die weiteren Lehrstuhlinhaber brachten im 18. Jh. der Mathematik keine Höhepunkte.

Die Lehrstuhlstruktur an der Leucorea blieb über die Jahrhunderte hinweg im wesentlichen erhalten. Auch der Lehrinhalt unterlag lediglich geringfügigen Änderungen. Der voranschreitenden Entwicklung der Wissenschaften wurde vom Dresdener Hof lange Zeit nur sehr zögernd entsprochen, wenn etwa Extraordinariate für Chemie[24], für Altertumswissenschaften, für Staatsrecht oder für Natur- und Völkerrecht eingerichtet wurden, wobei im Einzelfall zu prüfen wäre, ob diese Stellen nicht bloß Anwartschaften auf Ordinariate sichern sollten. Der eigentliche Fortschritt, die Erforschung der Grenzbereiche einer Wissenschaft und die Verbreitung der neuesten

[21] Wolfram Suchier, Die beiden Deutschen Gesellschaften in Wittenberg (1738/40 und 1756/84), in: Wiss. Z. MLU, VI/5 (1956/57), S. 834ff.

[22] a. a. O., S. 834.

[23] Friedensburg, S. 609, Anm. 1.

[24] Rüdiger Stolz, Zur Entwicklung der Chemie an den Universitäten Wittenberg, Halle, Halle – Wittenberg. Das chemische Laboratorium von Johann Theodor Neukranz an der Universität Wittenberg im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, in: Arbeitsblätter zur Wissenschaftsgeschichte der MLU, Heft 5 (1979), S. 52ff.

wissenschaftlichen Erkenntnisse, war der Initiative einzelner hervorragender Gelehrter zu verdanken, denen als wichtiges Mittel die collegia privata zur Verfügung standen. Die entgeltlichen Privatvorlesungen, die in der zweiten Hälfte des 16. Jh. aufkamen, waren nicht nur eine Einnahmequelle für die unbesoldeten und später sogar ein Nebenverdienst für die besoldeten Lehrkräfte, sondern auch Veranstaltungen, in denen, von den Statuten unberührt, neue Unterrichtsmethoden entwickelt und ganz spezielle Wissenschaftsprobleme behandelt werden konnten. Sie erfreuten sich bei den Studenten wachsender Beliebtheit und gruben den unentgeltlichen öffentlichen Vorlesungen, den lecturae, das Wasser ab. Auf die ergänzende Ausbildungsform der Privatkollegs verlagerte sich allmählich das Schwergewicht, so daß jetzt die lecturae in Vergessenheit gerieten und der Name Collegium die Bedeutung einer akademischen Vorlesung annahm[25].

Mit der Weiterentwicklung der Wissenschaften mußte sich zwangsläufig auch der Wissenschaftsbetrieb verändern. Im Rahmen des Rétablissement begann sich endlich auch der Kurfürst um derartige Fragen zu kümmern. So wurden der Berufungspolitik neue Kriterien zugrunde gelegt. Der Landesherr legte viel Wert darauf, daß vakante Stellen möglichst mit auswärtigen Gelehrten besetzt wurden, um keine geistige Enge in den einzelnen Fachgebieten eintreten zu lassen, weshalb der Leucorea sehr häufig Nachwuchs der Leipziger Universität zugeführt wurde. Es mußte ferner die zunehmende Spezialisierung der Wissenschaften berücksichtigt werden. Der neue Typ des Hochschullehrers war der wissenschaftlich ausgewiesene Fachmann. Die Auswahl erfolgte immer mehr auf der Grundlage der wissenschaftlichen Veröffentlichungen auf dem zu besetzenden Spezialgebiet[26]; aber hier bildete die traditionelle Lehrstuhlstruktur bis zuletzt ein ernstes Hindernis. Oft war es die Universität, die zäh am Alten festhielt, wie auch im Lehrvortrag nach Diktat, im Disputationswesen und in der grundsätzlich lateinischen Unterrichtssprache. Es verwundert daher auch nicht, daß bei dieser Enge an der Universität Wittenberg von einem geistigen Widerhall der Französischen Revolution kaum etwas zu spüren war.

Als am 18. Oktober 1802 das 300jährige Universitätsjubiläum begangen wurde, stand diese Hochschule nicht mehr an der Spitze der deutschen Universitäten, hatte sich aber nach 1760 wieder zu einer geachteten Universität mittlerer Größe emporgearbeitet. Doch es sollten ihr nur noch 15 Jahre Eigenständigkeit beschieden bleiben. Dann hatte nicht mehr Dresden sondern Berlin über sie zu entscheiden.

[25] Rolf Lieberwirth, Der Staat als Gegenstand des Hochschulunterrichts in Deutschland vom 16. bis zum 17. Jh., Berlin 1978, S. 16.

[26] Urkundenbuch der Universität Wittenberg, II, Nr. 966.